Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 30. Posen, den 23. Juli. 1893.

Die Erbtante.

Humoristische Erzählung von Modernikus.

(Fortsetzung.)

Berlau sah ihr, in Gedanken verloren, nach, bis der Stundenschlag einer nahen Thurmuhr ihn aus seinem Hinbrüten aufschreckte:

„Sie hat nicht so unrecht — suchen wir vor allen Dingen den Postanschluß zu erreichen."

Eine halbe Stunde später rollte der schwere Postwagen zum Thor hinaus. Er führte nur einen einzigen Passagier. Der hatte sich in die Kissen gedrückt, die Reisemütze über die Ohren gezogen und schien zu schlafen. In Wahrheit aber dachte er an sein Abenteuer in Ostheim.

„Pah" — sagte er endlich vor sich hin — „einen Tag verloren, weiter nichts."

Wirklich? Weiter nichts?

Aber was ging denn nur in ihm vor, als es da draußen, auf dem Kutschbock, so weich und wehmüthig erklang: „Behüt' Dich Gott — es wär' zu schön gewesen?" —

Warum schoß es ihm denn da mit einem Mal so heiß in die Augen?

— — — — — — — — — — — — —

So war denn also der wackere Dr. Berlau in M . . ., seinem neuen Wohnsitz, eingetroffen, zwar sonst gesund und wohlbehalten, aber, wie es scheint, in etwas elegischer Stimmung. Wenigstens steht es fest, daß er an einem der ersten Abende, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, einen Bierskat zu Stande zu bringen, sich auf sein einsames Zimmer im „Preußischen Hof," wo er vorläufig Wohnung genommen, zurückzog und versuchte, seinem Gram am Schreibtisch poetischen Ausdruck zu geben. Zum Glück für die Menschheit blieb es bei diesem einmaligen Versuch. Die Nothwendigkeit, sich in ganz neue Verhältnisse einzuleben, nahm seine Zeit und seine Gedanken bald völlig in Anspruch, und mehr und mehr verblaßte in seiner Erinnerung das Bild der „Rose am See," unter welchem Namen er seine holde Reisegefährtin hatte besingen wollen.

Nachdem er eine passende Wohnung in einem Privathaus gefunden, ging Berlau vor allen Dingen daran, sein „Bureau" einzurichten, und zwar gleich auf ziemlich großem Fuß, denn die wohlhabende Umgegend von M . . . versprach eine lohnende Praxis. Dies Versprechen ging indessen nur sehr langsam in Erfüllung, und so benutzte denn der junge Rechtsanwalt seine freie Zeit zu Antrittsbesuchen in der Stadt und bei den Gutsbesitzern der Nachbarschaft. Eines Tages fuhr er auch hinüber nach B . . ., der Hauptstadt des benachbarten Kreises, wo sein Freund, Dr. Münch, seit einigen Jahren praktizirte. Das Haus war bald gefunden, und wenige Minuten später ließ er im ersten Stock, wo ein blankes Messingschild die Wohnung des Arztes und seine Sprechstunden ankündigte, die Klingel ertönen. Eine alte Magd erschien und nahm seine Karte in Empfang. Gleich darauf wurde eine Thüre geöffnet, und ein wohlbekannter Baß dröhnte ihm entgegen:

„Nur herein, alter Junge; hab' Dich schon längst erwartet."

Dann fühlte er seine Hand von zwei kräftigen Fäusten ergriffen und dermaßen gedrückt, daß alle Gelenke knackten.

„Immer noch der biedere Urgermane" — dachte Berlau, indem er die Begrüßung zwar nicht so gewaltsam, aber doch nicht weniger herzlich erwiderte.

Bald saßen die beiden Freunde am wohlbesetzten Frühstückstisch gemüthlich plaudernd beisammen. An Stoff zur Unterhaltung pflegt es in solchen Fällen nicht zu mangeln; die gemeinsamen Erinnerungen aus der Universitätszeit hätten allein schon hingereicht, das Gespräch stundenlang im Fluß zu erhalten. Als die vorher erwähnte alte Magd die zweite Flasche Wein auf den Tisch stellte, fragte Berlau nach einem Blick auf die kahlen, schmucklosen Wände, die staubbedeckten Möbel und die verräucherten Fenstergardinen:

„Sag' einmal, Albert, warum bist Du eigentlich noch nicht verheirathet?"

„Diese Frage könnte ich viel eher an Dich richten", antwortete jener, „denn wenn einer von uns beiden zum Reinfallen Anlage hat — —"

„Dann bin ich es — gewiß! Aber ich sehe nicht ein, warum es jedesmal ein Reinfall sein muß."

„Warum es so sein muß, weiß ich auch nicht; aber daß es gewöhnlich so ist, das hat mich die Erfahrung in hundert Fällen gelehrt."

„Das ist ja der reine Schopenhauer! Na gleich viel, ich gebe Dich noch nicht auf. Komm', laß uns einmal darauf trinken, daß bald die Rechte kommt, vor deren schönen Augen das Eis Deines Pessimismus zergeht wie dies Scheibchen Cervelatwurst auf meiner Zunge."

„Darauf kann ich mit ruhigem Gewissen anstoßen", — sagte der junge Arzt mit einem Lachen, welches seinem Freund etwas gezwungen vorkam — „denn vor der Gefahr bin ich ziemlich sicher. Ich habe ja auch keine Erbtante, die darauf brennt, mich unter die Haube zu bringen. A propos — wie weit bist Du denn inzwischen mit Deinen Heirathsplänen gediehen?

Hast Du Dich unter den jungen Damen in M . . . schon ein wenig umgesehen?"

„Bis jetzt habe ich noch wenig Gelegenheit dazu gehabt, aber nächste Woche giebt's in M . . . Kasinoball. Du kommst doch auch hin?"

„Nicht möglich, auch wenn ich Lust hätte; kann hier nicht gut abkommen."

„Schade! Nun hab' ich in dieser terra incognita keinen andern Wegweiser als meine Augen und mein unerfahrenes Herz."

„Du arme Unschuld" — lachte der Doktor — „wie wird Dir's ergehen? Da müßte ich ja eigentlich ein Uebriges thun und als Ballvater mitwirken, um dies unerfahrene Herz vor Schaden zu bewahren."

„Deine Hand drauf, daß Du kommst?" sagte Berlau, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

„Ich gebe kein Versprechen, aber wenn ich's irgend machen kann, wollen wir wenigstens ein Glas Bowle zusammen trinken."

— — — — — — — — — — — — —

Der Abend, dem in M . . . so viele junge Herzen schon seit Wochen mit heimlicher Sehnsucht entgegengepocht hatten, der Abend des Kasinoballs war da.

Vor dem Thor des „Preußischen Hofs" drängte sich eine neugierige Menge von Kindern und alten Frauen, die ankommenden Ballgäste anzustaunen. Die meisten derselben erschienen bescheiden zu Fuß, nur einige Gutsbesitzer aus der Umgegend kamen — wie das ja in der Natur der Sache lag — in mehr oder weniger eleganten Karossen angefahren.

Als Berlau den Saal betrat, war die Polonaise schon in vollem Gange, so daß er gleich die beste Gelegenheit hatte, über die Schönheiten der Stadt Musterung zu halten. Zu diesem Zweck drückte er sich in eine Fensternische, in der Meinung, einen Platz gefunden zu haben, von wo aus er beobachten könnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Dies war jedoch ein großer Irrthum; sein Eintritt in den Saal war den Argusaugen verschiedener Ballmütter nicht verborgen geblieben.

„Der neue Rechtsanwalt," flüsterte die Frau Steuerräthin der Frau Direktorin zu. — „Ein hübscher Mann," gab diese zurück, „und wohl noch unverheirathet?" — „Natürlich! Wie könnte er sonst so interessant aussehen?"

Der Herr Rechnungsrath hatte schon über eine halbe Stunde in edler Selbstverleugnung hinter dem Stuhl seiner Gemahlin ausgeharrt. Jetzt, nach dem zweiten Tanze, als er sah, daß alles gut ging, d. h. daß es seinen Töchtern nicht an Tänzern fehlte, glaubte er auch an sein Vergnügen denken zu dürfen. Schon wollte er dem Nebenzimmer zustreben, wo die älteren Herren sich bei einem Spielchen von der Anstrengung des Zusehens zu erholen pflegten. Aber ein Blick seiner gestrengen Ehehälfte, welche seine Absicht errathen hatte, bannte ihn an die Stelle.

„Aha" flüsterte sie ihm zu, „Du kannst es schon wieder nicht erwarten, bis Du zu Deinem Skat kommst".

„Nun ja, ich sehe auch nicht ein, warum ich hier den ganzen Abend hinter Deinem Stuhl Buße thun soll wie ein indischer Fakir."

„Natürlich, Du siehst das nicht ein. Wenn Du nur Deinen Skat dreschen kannst, um weiteres kümmerst Du Dich nicht."

„Aber ich begreife Dich nicht — um was soll ich mich denn noch kümmern? Du hast einen guten Platz, die Kinder amüsiren sich vortrefflich, an Tänzern fehlt's ja nicht — —"

„Ja, Tänzer genug, aber was für Tänzer? Studenten und Handlungsbeflissene, die nur daran denken, sich mit unseren Kindern ein Vergnügen zu machen." —

„Woran sollen sie denn sonst noch denken?"

„Das fragst Du — der Vater von fünf unversorgten Töchtern?"

„Aber ans Heirathen können doch diese Studiosen und Kommis vernünftigerweise noch nicht denken," gab er kleinlaut zurück, denn das Bewußtsein, die Bevölkerungsstatistik in einer für die Heirathsaussichten des weiblichen Elementes so überaus ungünstigen Weise beeinflußt zu haben, hatte für ihn etwas unsäglich Niederdrückendes.

„Dann muß man sich eben nach andern Leuten umsehen, die ans Heirathen denken können. Da ist z. B. der neue Rechtsanwalt — ich wette, Du hast noch gar nicht einmal daran gedacht, seine Bekanntschaft zu machen."

„Er ist ja erst seit ein paar Wochen hier."

„Aber die anderen Herren scheinen ihn schon alle zu kennen; sieh nur, wie vertraut sie ihn begrüßen! Und da — wahrhaftig, da hat ihn auch schon einer unter dem Arm gefaßt, es ist der Apotheker Knickebein. Gewiß will er ihn seiner Frau vorstellen — hab' ich's nicht gesagt? Und da kommt ja auch schon die sommersprossige Hopfenstange, Knickebein's Emilie, natürlich ganz zufällig — ach, man könnte platzen vor Aerger!"

Eheliche Zwiegespräche ähnlich dem eben mitgetheilten mußten wohl an verschiedenen Stellen des Saals stattgefunden haben, denn kaum hatte Knickebein seine Beute, den ahnungslosen Dr. Berlau, in Sicherheit, d. h. in den Machtbereich seiner Gattin gebracht, so kamen auch schon verschiedene andere Familienväter, ihm besagte Beute wieder abzujagen. So hatte denn der wackere Berlau eine ganze Reihe von Formalitäten durchzumachen, die jedes Mal mit einer tiefen Verbeugung vor einer in schwarzer Seide thronenden Herrscherin begannen und mit der Einzeichnung seines Namens auf ein zierliches Tanzkärtchen endigten. Als nun nach der Pause die Musik wieder zum Tanze rief, hatte er alle Hände, oder eigentlich alle Beine voll zu thun, um seinen vorher eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Noch schlimmer wurde es aber, als eine sogenannte „Damenpolka" die gewöhnliche Tanzordnung durchbrach.

Im Spielzimmer hatte sich schon eine zahlreiche Gesellschaft meist älterer Herren um die Bowle versammelt. Auch unser alter Bekannter, der Dr. Münch, war erschienen. Mit einem Mal stürzte Berlau ganz athemlos herein und warf sich neben ihn auf das Sopha, daß das alte Gestell in allen Fugen krachte und dem Doktor das Weinglas aus der Hand fiel.

„Holla, was ist denn los?" rief er ärgerlich, indem er sich den vergossenen Wein von der Weste abwischte.

„Ich bin fertig, ich kann nicht mehr," stöhnte Berlau.

„Nun, dann ruh' Dich aus, und stärke Dich durch ein Glas Bowle — so, und nun beichte: Bist Du zufrieden mit deinem Debüt?"

„Sensationeller Erfolg! Die Mädels reißen sich förmlich um mich."

„So? Na, da wird man ja bald gratuliren können. Welcher von all' den hübschen Odalisken wird denn Berlau-Pascha sein Taschentuch hinwerfen?"

„Ja, da ist die Wahl schwer; und doch — eine hat mir besonders gut gefallen."

„Wer ist sie?" fragte der Doktor in gleichgültigem Tone indem er sich eine neue Cigarre anbrannte.

„Ein Engel ist sie!" rief Berlau begeistert. „Einen süßeren Mund zum Küssen hat die Natur noch nie geformt. Nur ihr Name stört mich ein wenig — warum muß sie auch gerade „Sperling" heißen!"

Der Arzt war plötzlich so blaß geworden, daß es auch seinem Freund wohl aufgefallen wäre, wenn er sich in normaler Stimmung befunden hätte. Aber er war ja von seinen Triumphen völlig berauscht und wirklich nicht ganz ohne Grund, wie selbst Dr. Münch sich eingestehen mußte.

Ein großer, dicker Herr, dessen Gesicht rund und blank wie milder Vollmond glänzte, kam herein und wendete sich alsbald zu dem Tisch der beiden Freunde.

„Wofür halten Sie mich?" fragte er den Rechtsanwalt.

„Für Herrn Schwalbe, den würdigen Postmeister von M . . .," lautete die Antwort.

„Fehlgeschossen, junger Herr: Heute bin ich vorläufig nur Postillon, aber postillon d'amour. Fräulein Sperling macht von dem Recht der Damenpolka Gebrauch, Sie um eine Tour zu bitten. Da sie sich nicht hier herein getraut, so habe ich's auf ihren Wunsch unternommen, die Botschaft auszurichten."

Im Nu war Berlau hinausgestürzt.

„Sehen Sie, lieber Herr Postmeister," sagte Dr. Münch, „so sind diese jungen Leute! Keinen Botenlohn, nicht einmal ein Wort des Dankes gönnt er Ihnen. Aber gestatten Sie, daß ich versuche, sein Versehen wieder gut zu machen." Mit diesen Worten bot er ihm einen Stuhl und goß ihm ein Glas Wein ein.

Der Postmeister setzte sich und that dem Doktor Bescheid.

„Ach, wissen Sie,“ sagte er, „das muß man vorläufig nicht so genau nehmen. Wo es sich um ihre Vergnügungen handelt, da ist die Jugend vorläufig nun 'mal egoistisch. Uebrigens ein charmanter Mensch, Ihr Freund — Sie kennen ihn wohl schon lange?“

„Von der Universität her; wir waren bei derselben Verbindung.“

„Sagen Sie 'mal, mit seiner Rechtsanwaltpraxis ist es wohl vorläufig nicht weit her?“

Es muß hier, in Parenthese, erwähnt werden, daß der gute Postmeister, neben einer ausgesprochenen Vorliebe für das Umstandswort „vorläufig“, ein außergewöhnliches Interesse für die Angelegenheiten seiner Nebenmenschen besaß. Leider wurde der letztere Vorzug durch eine eigenthümliche Gedächtnißschwäche beeinträchtigt, die es verschuldete, daß er seine kleinen Neuigkeiten oft in ganz verkehrter Weise weiter kolportirte.

„Seine Praxis,“ antwortete Dr. Münch, indem er den Rauch seiner Cigarre geringschätzig fortblies, „nun ja, die mag noch nicht viel werth sein; indessen, er kann sich's ja mit ansehen.“

„Er hat wohl vorläufig 'mal was Bedeutendes zu erwarten?“

„Allerdings, doch ist das wohl noch etwas unsicher.“

„Ja, ja — ich hörte von einer ganz sonderbaren Bedingung erzählen. Das muß ja vorläufig ein recht schnurriger Kauz sein, dieser alte Erbonkel.“

„Welcher Erbonkel?“

„Nun, eben der unsres gemeinsamen Freundes. Er soll ja doch ein ganz verbissener Junggeselle sein und ein Testament gemacht haben, wonach das Vermögen entfernten Verwandten zufällt, sobald der Rechtsanwalt sich einfallen läßt zu heirathen.“

„Aber die Sache ist ja — gerade umgekehrt,“ wollte der junge Arzt sagen, aber der plötzliche Eintritt seines Freundes schnitt ihm das Wort vor dem Munde ab.

„Famos, lieber Herr Postmeister, daß Sie noch da sind!“ rief Berlau. „Kellner — zwei Flaschen Sekt! So — jetzt hätten wir für eine halbe Stunde Ruhe, den Rheinländer schenk' ich mir.“

Bald knallten die Pfropfen, und während die Gläser aneinanderklangen, sagte der Rechtsanwalt:

„Nun lieber Herr Postmeister, eine Anekdote, Sie haben ja immer einen ganzen Sack voll.“

Der Postmeister lächelte geschmeichelt und wandte sich dann an Dr. Münch mit der Frage:

„Sie haben doch den alten Superintendenten Nitschke in B . . . gekannt?“

„Gewiß, aber der lebt doch nicht mehr.“

„Nein, er ist vorläufig gestorben, aber bei Lebzeiten hat er manchen tiefsinnigen Ausspruch gethan. Einmal hatte seine Frau ihr gläsernes Auge auf die Erde fallen lassen, so daß es in Stücke sprang. Da sagte der alte Nitschke: „Was ist doch die Schönheit für ein gebrechliches Ding!“ Eines Tages traf ich ihn, als er gerade vom Begräbniß eines Flickschusters zurückkam. „Na, wie gehts, Herr Superintendent?“ fragte ich ihn. — „Wie soll's gehen — die Zeiten sind ja gar zu schlecht! Heirathen mag heutzutage niemand mehr, Taufen giebt's vorläufig auch nicht, und sterben thut erst recht nischt G'scheidts.“

Wer weiß, wie viele Anekdoten der Postmeister noch zu Tage gefördert hätte, wenn die gemüthliche Unterhaltung zu dreien nicht durch den Eintritt einer größeren Anzahl von Herren unterbrochen worden wäre. Die große Pause hatte begonnen, und während im Saal rüstige Kellner und Lohndiener mit dem Aufstellen der langen Tafeln beschäftigt waren, suchten die meisten Ballgäste in den Nebenräumen eine Zufluchtsstätte. Bald jedoch verkündete ein Trompetenstoß, daß das Festmahl beginnen sollte.

Der Postmeister hatte sich erhoben:

„Kommen Sie, Herr Rechtsanwalt, Sie haben doch jedenfalls Ritterpflichten zu erfüllen.“

Mit diesen Worten faßte er Berlau unter dem Arm.

„Nun — und Du,“ wandte sich dieser an seinen Freund, den Arzt, „nimmst Du an dem Abendbrot nicht theil?“

„Du mußt mich entschuldigen — ich habe morgen eine schwere Operation vor und gedenke bald nach Haus zu fahren.“

So trennte man sich denn mit flüchtigem Gruß.

„Ihr Freund ist vorläufig ein Sonderling geworden,“ sagte der dicke Postmeister zu Berlau, als sie im Saal waren.

„Auch mir erscheint er sehr verändert. Er war zwar immer etwas verständig und solid, aber jetzt kommt er mir manchmal schon ganz ungenießbar vor.“

„Pah,“ — sagte der Postmeister, „ich glaube, dem fehlt nichts weiter als eine hübsche junge Frau, die ihn ein Bischen aufrüttelt.“

„Und sollte diesem Mangel hier nicht leicht abzuhelfen sein?“

Der Postmeister zuckte die Achseln:

„Gewiß, ziemlich leicht; aber manche machen sich das Ding entsetzlich schwer. Was insbesondere Ihren Freund anbetrifft, so glaube ich, er hat 'mal irgendwo vergebens angepocht, und seitdem ist ihm die Courage vergangen. Doch davon ein andermal! Hier sind übrigens vorläufig unsere Plätze, und nun sehen Sie sich 'mal nach Ihrer Dame um.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

I. Kapitel.

„Ja, Helvetiens schönste Blume
Ist die reizende Amine;
In des Busens Heiligthume
Thronet keusche Lieb' und Treu'.
Wie der Stern am Himmelszelte,
Strahlt ihr Auge sanft und milde
Gleich dem Veilchen auf dem Felde
Schmücket sie Bescheidenheit. La, la, la!“

So erscholl in der Frühe eines klaren, frischen Herbstmorgens auf der Landstraße, die von Thorn nach Bromberg führt — eine Eisenbahn war noch der Zukunft vorbehalten — der Chor der schweizerischen Landleute aus Bellinis „Nachtwandlerin.“ Die Bauern, mit den ländlichen Geräthschaften in den Händen, im Begriff, an ihre Arbeit zu gehen, blieben erstaunt mit offenem Munde am Wege stehen und erwarteten einen riesigen, von einer mächtigen Leinwandplaue halb überdeckten Wagen, in der Form unserer heutigen Möbelwagen, den zwei abgemagerte Schimmel mühsam weiter zogen.

Drei Damen in den abenteuerlichsten Verhüllungen hatten den vorderen Sitz des Kutschers eingenommen, während dieser selbst in äußerst kritischer Situation auf der Deichsel kauerte. Drinnen im Wagen saß und lag auf Kisten und Strohbündeln eine bunte Gesellschaft, Männlein und Weiblein, welche soeben mit der jubilirenden Lerche um die Wette den erwähnten Chor in die kühle, erquickende Morgenluft geschmettert hatte.

Diesem Wagen folgte in ziemlicher Entfernung ein zweiter, nur von einem Pferde gezogener, auf dem sich ebenfalls Kisten und Koffer, zusammengerollte Leinwand, Holzgeräthe und bemalte Pappendeckel verschiedener Art und Form befanden und auf dessen Höhe ein noch junger Mann, der einen Knaben von etwa sieben Jahren sorglich an seine Brust gedrückt hielt, fest eingeschlafen war, welches Beispiel, wie es schien, der Kutscher des Fuhrwerks nachgeahmt hatte. — Neben dem ersten Wagen ging eine hohe Athletengestalt, deren kraftvolle, männliche Formen sich neben denen seines bescheidenen Begleiters um so mehr abhoben, als dieser noch die Magerkeit der Jugend in seinen bleichen Zügen und seiner schmächtigen Gestalt zur Schau trug.

Die ganze Karawane bildete die zu Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts in Ost- und Westpreußen wohlbekannte Truppe des Theaterdirektors Hurray, welche, von Thorn kommend, die Bromberger durch ihre Kunstleistungen zu erfreuen beabsichtigte, und da man, in Folge eines Brandes, seit sieben Jahren dort ein Theater hatte entbehren müssen, so hoffte die Direktion auf ein gutes Geschäft. Während diese selbst sich der Schnellpost als Beförderungsmittel bediente, machte die gesammte Mimenschaar die Reise in der geschilderten Weise, und zwar fuhr man, da die Direktion keinen Spielabend verlieren wollte, die Nacht hindurch.

Die Reihe der Vorstellungen zu eröffnen, war eine neue Oper, „Die Nachtwandlerin“ bestimmt, und so hatte der stets ängstliche Kapellmeister gleich mit Tagesanbruch die Chöre nochmals repetirt.

Kontraktlich war zum Chorsingen Alles verpflichtet, nur die Athletengestalt, welche neben dem ersten Wagen stolz einherschritt, war davon dispensirt; sie fand es unter ihrer Würde, daß der „erste Held und Liebhaber“ der Truppe im Chor mitagiren sollte. „Habe ich Recht, lieber Kollege?“ wendete er sich fragend an seinen jugendlichen Begleiter.

„Gewiß, Herr Löwenbrand“, entgegnete dieser, beschämt von der Ehre, welche der gefeierte Künstler, der in der letzten Stadt beim Abschied so viel Lorbeerkränze erhielt, daß er dieses „Gemüse des Ruhms“ seiner Wirthin für die Küche zurücklassen mußte und nur die schönen Bandschleifen mitnahm, ihm erwies, indem er sich herabließ, ihn um sein — Urtheil zu fragen. „Gewiß, Herr Löwenbrand, wer Sie als „Wetter vom Strahl“ bewundert, wie Sie zu imponiren verstanden — wirklich großartig! — den müßte es doch empören, Sie unter den Choristen zu erblicken, welche der „Amine“ ihre idyllischen Gesänge vorgirren, abgesehen davon, daß Ihre herrliche Gestalt Alle um eine Kopfeslänge überragt.“ Wie alle großen Künstler war auch Löwenbrand der Schmeichelei sehr zugänglich, und so erwiderte er wohlgefällig:

„Sie haben für einen Anfänger ein recht verständiges Urtheil, mein lieber Hä“ — — — Er hielt plötzlich inne und rief ärgerlich: „Wenn Sie nur nicht den abscheulichen Namen führten! — Häring! Wie kann ein vernünftiger Mensch nur „Häring“ heißen, noch dazu einer, der sich unserer edlen Kunst widmen will? Sie könnten wie ein Gott spielen, es würde doch dem Publikum nicht einfallen, Ihnen Bravo zuzurufen oder den „Häring“ vor die Gardine zu zitiren. — Wie anders klingt da mein Name „Benno Löwenbrand!“ Was? Da liegt Kraft, da liegt Musik drin! — Wie kommen Sie nur zu diesem salzigen Namen?“

„Meinem Vater verdanke ich ihn,“ erwiderte, wie entschuldigend, im weinerlichen Tone der junge Mann. „Wir führen diesen Namen seit undenklichen Zeiten in unserer Familie. Uebrigens mißfiel er auch dem Herrn Direktor, als ich mich ihm vorstellte, und er meinte, er würde schon für den Theaterzettel einen hübscheren erfinden.“

„Um's Himmels willen nicht! Das werden wir allein besorgen. Der Alte würde ihnen was Schönes zusammenleimen, vielleicht einen „Häringini“ oder „Häringowo“. — Was war denn Ihr Vater?“

„Salzinspektor.“

Löwenbrand brach in schallendes Gelächter aus; „Salz und Häring gehören allerdings zusammen!“

Während dieses Zwiegesprächs stand der erste Wagen plötzlich still; der verschlafene sarmatische Kutscher hatte die Balance verloren und war von der Deichsel herunter mitten zwischen die Pferde gefallen. Das Geschrei der Damen brachte diese zwar zum Stillstand, aber der Kutscher raisonnirte nun laut in einem Kauderwälsch von Polnisch und Deutsch, daß er kein Narr sein werde, sein kostbares Leben länger aufs Spiel zu setzten, und bestand ungalant darauf, daß eine von den Damen ihm Platz machen müsse.

Fräulein Lili, der Backfisch und die Naive der Truppe, war sofort dazu bereit, da sie sich schon lange nach einer Fußwanderung und einer damit verbundenen Unterhaltung mit ihrem Kollegen Löwenbrand sehnte, für den sie ein lebhaftes Interesse hegte. Die Mutter suchte sie zwar zurückzuhalten, denn sie wünschte keine Schauspielerverbindung, sie wollte mit ihrer Tochter, die sie als ein bedeutendes Talent bewunderte, „höher hinaus“; aber mit einem Sprunge stand die kleine Elfe auf der Straße und verschwand. Frau Detroit — dies war der Name von Lili's Mutter — spielte die komischen Alten bei der Gesellschaft, und nicht mit Unrecht. Sie stammte aus einer Schauspielerfamilie und war ihrer bösen Zunge wegen wenig beliebt, aber desto mehr gefürchtet. — Während der Wagen sich wieder langsam in Bewegung setzte, wendete sich Frau Detroit ihrer Begleiterin, dem Fräulein Berg, der „ersten Liebhaberin und Heldin“, zu, welche bisher stumm und gedankenvoll in ihrer Ecke gelehnt hatte. Sie gehörte zu den Damen, bei denen man immer von der Vergangenheit spricht, wenn man ihnen ein Kompliment machen will, z. B. „O, wie schön muß sie gewesen sein“ rc. Indessen war sie immer noch sehr annehmbar, und Abends beim Lampenlicht und unter Assistenz aller jener kleinen Hilfsmittel der Toilette verstand sie als „Donna Diana“ und „Eboli“ das Publikum zu bezaubern und als „Maria Stuart“ und „Jeanne d'Arc“ zu entzücken.

„Aber sage mir ums Himmelswillen, Caroline,“ rief Frau Detroit, „was ist Dir denn eigentlich? Auf unserer ganzen langweiligen Fahrt hast Du auch nicht einmal den Mund aufgethan. Anfangs glaubte ich, Du schliefst, aber beim Scheine der Laterne“ — —

„O, theure Freundin,“ rief Fräulein Berg, welche auch im gewöhnlichen Leben ein wenig Komödie spielte, „wenn Du wüßtest, welche schrecklichen und doch zugleich seligen Gefühle mich bestürmen!“ Damit breitete sie ihre Arme aus und warf sich so ungestüm an der Freundin Brust, daß die Wange des erschreckten Kutschers recht unsanft von ihrer Hand berührt wurde. „Und mir kannst Du verschweigen, was Dich drückt?“ fragte gekränkt Frau Detroit, indem sie aus einer zierlichen Dose eine Prise nahm, „mir, Deiner ältesten Freundin?“

„Du hast Recht, Luise,“ entgegnete sie gefaßter, „Du sollst Alles erfahren, was mir auf der Seele brennt, sollst mir rathen, vielleicht helfen.“ Nachdem sie mit einem Taschentuch einige male die trockenen Augen abgetupft — eine wirksame Bühnennuance — begann sie mit ihrer theatralischen Manier: „Die Stadt, zu der wir jetzt unsere Fahrt lenken, hatte bereits vor sieben Jahren die Ehre, mich in ihren Mauern zu sehen. Ich wurde damals, obwohl noch sehr jung, unendlich gefeiert, ich war der Stern der Gesellschaft. So konnte es nicht fehlen, daß sich ein junger Mann, Eduard Wildenberg, sterblich in mich verliebte und, da ich sehr spröde war, mir seine Hand anbot.“ Die komische Alte, Frau Detroit, schnupfte hier sehr stark.

„Welch eine Zeit voll Glück und Liebe durchlebte ich nun an der Seite meines Bräutigams! Eduard war Offizial beim Steueramt und von einem steinreichen alten Onkel abhängig, dessen einziger Erbe er war. Leider gelang es ihm nicht, diesen widerwärtigen Alten, der von den Theaterdamen noch vorsündfluthliche Begriffe hegte, mir günstig zu stimmen, und so kamen wir denn überein, zu warten, bis sich seine Augen geschlossen haben würden, Gott, wir waren noch so jung! — Als ich endlich mit der Gesellschaft die Stadt verlassen mußte, überhäufte mich mein Bräutigam noch mit Geschenken aller Art, versprach mir unter Thränen eine ununterbrochene Korrespondenz, und um mich völlig zu beruhigen, gab er mir ein schriftliches Eheversprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

S. C. **Englische Dienstmädchen.** Wer in England einige Zeit ansässig gewesen und einen eignen Hausstand gehabt hat, wird zugeben müssen, daß ein englisches Dienstmädchen — ein sogenanntes Hausmädchen für alles — in jeder Beziehung als Muster gelten kann. Diese Mädchen sind geschickt, arbeitsam, gewissenhaft, grundehrlich, bescheiden und höchst sittenrein. Sie halten das ganze, von einer Familie bewohnte Haus, das gewöhnlich 6 bis 7 Zimmer, zwei Küchen — eine davon im Waschkeller — und große Kellerräumlichkeiten enthält, in musterhafter Ordnung — und zwar wird das von ihnen durch weise Eintheilung der Zeit erzielt. Jeden Tag reinigen sie gründlich — wie sie es nennen — ein oder zwei Zimmer, d. h. die über dasselbe gespannte Fußdecke wird sorgsam gebürstet, der Kamin und die Stahlgeräthschaften desselben spiegelblank gebohnt, die Fenster geputzt und die Mobilien mit Bohnwachs blank gemacht. Die übrigen Zimmer werden weniger eingehend behandelt, es wird in denselben nur jedes Fädchen oder Stückchen Papier von der Fußdecke aufgehoben, der Kamin übergebürstet, nachdem die Asche entfernt worden. Montags wird jede Woche, jahraus jahrein, die Wäsche, sowohl Haus- wie Bettwäsche und Tischwäsche, gewaschen; dabei kocht das Mädchen das Mittagsmahl, das sie sogar am Waschtage selbst servirt. Die Wäsche, die gleich am selben Tage getrocknet wird, wird gelegt und am nächsten Tage von der Besitzerin einer Wäschemangel abgeholt und wieder gemangelt gebracht. Am Dienstage nachmittags plättet das Mädchen die Wäsche. Alle diese Arbeiten verrichtet das Hausmädchen ganz allein und lehnt jede Hilfeleistung entschieden ab. Wollte die Frau des Hauses stets überall nachsehen und auf Schritt und Tritt dem Mädchen nachgehen, dann müßte sie gewärtigen, daß das Mädchen den Dienst kündigt, ebenso, wenn die Herrschaft etwas verschließen wollte. Der Speisekeller enthält alle Vorräthe, aber niemals vergreift sich ein englisches Hausmädchen an denselben. Aber man muß ihnen auch freie Hand bei den Mahlzeiten lassen, ihnen nichts zutheilen wollen. Sie essen sich satt, nehmen aber sonst nichts für sich, denn sie haben keinen Schatz, und folglich keine Veranlassung, sich an den Speisevorräthen ihrer Herrschaft zu vergreifen, wie das anderwärts der Fall zu sein pflegt. Zu den täglichen Arbeiten dieser Hausmädchen gehört auch das Waschen der 3 oder 4 vor der Hausthüre befindlichen Treppenstufen, die jeden Tag gewaschen und gethont werden; auch die Messingklopfer und die Hausklingel werden jeden Tag blank geputzt, denn die feuchte Atmosphäre macht, daß diese Metallgegenstände anlaufen. Am Sonnabend wird das über die Hausflur gelegte Wachstuch mit Seife abgewaschen, die Decke auf der Treppe abgenommen und ausgeklopft und die Messingstäbe, welche dieselbe befestigen, schön geputzt, sowie die breite Messingeinfassung des Wachstuches im Flur. Die Küche ist stets so sauber, wie ein Schmuckkästchen, denn aufgewaschen wird in einem neben derselben befindlichen Raume. Das alles verrichtet ein einziges Hausmädchen und hält das Haus tadellos rein. Der Lohn, den ein solches erhält, beträgt 9 bis 12 Pfd. Sterl. jährlich; die Bezahlung erfolgt vierteljährlich. Weihnachtsgeschenke, wie hier, sind dort nicht gebräuchlich. Ich hatte in England einmal ein sechzehnjähriges Dienstmädchen, welches alle diese Arbeiten zur größten Zufriedenheit verrichtete. Ein englisches Dienstmädchen geht nur Sonntags abends in die Kirche und einmal im Monat besucht sie ihre Angehörigen, wo sie dann bis 9 Uhr abends ausbleibt. Zu Tanzvergnügungen geht kein anständiges Mädchen. Uneheliche Kinder giebt es unter den dienenden Mädchen niemals. Die irländischen Dienstmädchen sind ebenso arbeitsam und sittenrein, allein lassen hinsichtlich der Reinlichkeit manches zu wünschen übrig. Auch reißt ihr hitziges Temperament sie oft zu weniger respektvollem Betragen hin.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.